

Genug gedrillt

Chinas Schulen zwischen Systemzwang und neuen pädagogischen Ansätzen

Das chinesische Schulsystem baut auf Prüfungsdruck und Wettbewerb. Doch immer mehr Pädagogen und Eltern warnen davor, dass China damit seine besten Talente verschwendet.

Bernhard Bartsch, Peking

Der Schultag beginnt zackig. «Guten Morgen, Lehrerin», ruft die Klasse, schnell auf und verbeugt sich tief. Auf der Leinwand neben der Tafel erscheint eine europäische Weltkarte aus dem 15. Jahrhundert, in einer Ecke des Bildes kichert eine Mickymaus. «Was fällt euch auf?», fragt die Lehrerin. Zehn arme schiessen nach oben. Das aufgerufene Mädchen steht auf, die Hände an der Hosennaht. «Amerika fehlt», antwortet die Achtklässlerin. «Richtig», lobt die Lehrerin und ist schon bei der nächsten Folie. Sie hat ein straffes Programm vor sich: Nicht weniger als die Geschichte der europäischen Weltüberoberung in 45 Minuten, inklusive eines fünfminütigen Wiederholungstests am Ende der Stunde.

Kopf und Disziplin

Die Schüler der Shenjinglun-Mittelschule in Peking sind derartiges Tempo gewohnt. Die Schule gehört zu den besten der Hauptstadt. Kinder, die hier aufgenommen werden, haben schon in der Grundschule einen schnellen Kopf und eiserne Disziplin bewiesen – und können damit rechnen, eines Tages an eine der führenden Universitäten des Landes zu kommen. «Unsere Schüler haben dieses Ziel immer vor Augen», erklärt Frau Mu, die stellvertretende Schulleiterin. Sie weiss, dass dies in europäischen Ohren erstaunlich klingt: Achtklässler, die sich bereits Gedanken machen, an welche Universität sie einmal kommen? «Natürlich wollen wir nicht nur Drill, sondern Kinder, die zu selbstbewussten und neugierigen Menschen heranwachsen», sagt die Pädagogin. «Aber gute Noten bei Prüfungen sind nun einmal die Eintrittskarte für alles Weitere.»

Zweifellos bekommen die rund 2000 Schüler an der Shenjinglun-Schule eine der besten Ausbildungen, die man in China haben kann. Die Anlage ist grosszügig und modern. In allen Klassenzimmern hängen Beamer von der Decke. Unterricht per Powerpoint ist Stan-



Unter wachsamen Augen absolvieren chinesische Mittelschüler die entscheidenden Aufnahmeprüfungen.

XINHUA/KEYSTONE

dard, einen grossen Teil der Hausaufgaben reichen die Kinder per E-Mail ein. Die Lehrer sind spezialisiert und unterrichten in der Regel nur ein Fach in einer Klassenstufe. Wie effektiv sie den vorgeschriebenen Stoff vermitteln, wird durch Tests überprüft. Besonders erfolgreichen Pädagogen winkt ein Bonus.

Dass Chinas Lehrer ihren Job gut machen, ist inzwischen weit über die Grenzen des Landes anerkannt. 2010 nahmen Schanghai Schüler erstmals an einer Pisa-Studie teil – und gingen prompt als Sieger hervor. Zwar sind die Schulen der Metropole keineswegs repräsentativ für das ganze Land, doch zumindest in den grossen Städten, wo mehrere hundert Millionen Menschen leben, dürfte das Niveau vergleichbar sein. Wenige Wochen nach dem Ergebnis der internationalen Vergleichsstudie machte die chinesischstämmige US-Autorin Amy Chua mit ihrem Buch «Battle Hymn of the Tiger Mother» Furore, in dem sie freimütig über die harten Erziehungsmethoden berichtete, mit denen sie ihre Töchter zur Verzweiflung, aber

auch zum Erfolg getrieben habe. Obwohl der als Memoiren getarnte Erziehungsratgeber nicht in der Volksrepublik, sondern im Umfeld der Eliteuniversität Yale spielt, lasen viele Rezensenten das Buch vor dem Hintergrund westlicher Sorgen, man könne durch Jahrzehnte des Wohlstands und der Bequemlichkeit seine Wettbewerbsfähigkeit verloren haben.

Doch während Amerikaner und Europäer beginnen, das chinesische Bildungssystem ernst zu nehmen, wird in der Volksrepublik eine andere Diskussion geführt: Kann China die innovativen Köpfe hervorbringen, die es braucht, um zu einer modernen Wirtschaft zu werden, die nicht nur von Niedriglohnfertigung lebt, sondern von Forschung, Entwicklung und Know-how? Dass Chinas Schüler viel lernen, ist unbestritten – aber lernen sie auch das Richtige?

«Chinas Schulen sind gut darin, Schüler auf Standardtests vorzubereiten», sagt Jiang Xueqin, stellvertretender Rektor der Mittelschule der renom-

mierten Peking-Universität und einer der prominentesten Kritiker des chinesischen Bildungssystems. So könne man zwar gute Bürokraten oder Wirtschaftsprüfer ausbilden, aber keine Menschen, die kreativ und innovativ seien. Mehr Aussagekraft als die Pisa-Studie hat für Jiang eine Vergleichsstudie der Internationalen Organisation für die Evaluation von Bildungsfortschritt aus dem Jahr 2009. Darin belegten die chinesischen Schüler in Mathematik zwar den ersten Platz, landeten bei der Kreativität aber nur auf Rang 17 von insgesamt 21 Ländern.

Zwar könnten Chinas Experten durchaus auch positivere Statistiken zitieren, etwa die rapide steigenden Zahlen chinesischer Patentanmeldungen, wissenschaftlicher Veröffentlichungen oder aus dem Ausland zurückkehrender Forscher. Und zweifellos verdankt China sein rasantes Wirtschaftswachstum massgeblich seinen Ingenieuren, Wissenschaftlern und Entwicklern. Aber auf individuelle Fähigkeiten nehmen Chinas Schulen wenig Rücksicht.

Da ein Universitätsstudium noch immer als der einzige Weg zum Glück gilt und der Weg dorthin über eine landesweit simultan abgehaltene Aufnahmeprüfung geht, werden alle chinesischen Schüler in die Elitenmaschine gepresst.

Keine Zeit für Hobbys

Die Auslese beginnt schon in der Grundschule: Gute Schüler können zu besseren Schulen aufsteigen, schlechten droht Degradierung. Damit ihre Kinder im Wettbewerb bestehen können, ist es üblich, dass Eltern für ihre Kinder Nachhilfestunden bis tief in die Nacht organisieren und sie am Wochenende zu Sonderkursen schicken. Belohnungen und Auszeichnungen halten die Kinder bei der Stange. Das Curriculum chinesischer Schulen ist streng naturwissenschaftlich. Mathematik, Biologie, Chemie und Physik sind für alle Schüler Pflichtfächer, neben Chinesisch, Englisch und Sport. Geisteswissenschaftlicher Unterricht, Kunst oder Musik spielen eine untergeordnete Rolle, es sei denn, ein Kind qualifiziert sich mit einer Sonderbegabung für eine spezialisierte Schwerpunktschule. Raum für Hobbys gibt es nicht, Selbstfindung findet nur dort statt, wo sie benotet werden kann. Testergebnisse werden oft am schwarzen Brett ausgehängt und Sitzplätze im Klassenraum nach Notendurchschnitt vergeben.

Der Fluchtpunkt, auf den das chinesische Schulsystem zuführt, ist die dreitägige zentrale Hochschul-Aufnahmeprüfung am Ende der 12. Klasse. Knapp die Hälfte der rund zwanzig Millionen Schüler eines Jahrgangs stellt sich der Prüfung. Gut die Hälfte davon bekommt einen Studienplatz, doch wirklich gute Berufsaussichten haben nur die Absolventen von Spitzenuniversitäten. Weniger als zehn Prozent aller Kinder schaffen den Sprung dorthin.

Vize-Schulleiterin Mu von der Shenjinglun-Schule in Peking macht kein Hehl daraus, dass sie sich wünschen würde, ihre Schüler wären weniger Druck ausgesetzt. «Wir versuchen schon seit langem, die Kinder vielseitiger zu fördern», sagt sie. Doch Zeit für Wahlfächer, soziale Veranstaltungen oder Sport kann sie nur schaffen, wenn man den Schülern den Prüfungsstoff noch schneller und effektiver vermittelt als bisher. «Wir verändern, wo wir können», erklärt sie. «Aber bevor sich das System als Ganzes nicht ändert, ist unser Spielraum beschränkt.»

«Chinas Schüler müssen selbständiges Denken lernen»

Reformschulleiter Zhang Renli über die Herausforderung, Chinas Schüler auf standardisierte Prüfungen vorzubereiten und zu innovativem Denken anzuregen

Herr Zhang, Chinas Bildungssystem gilt als eines der am stärksten leistungsorientierten der Welt seit der letzten Pisa-Studie im Jahr 2010. Schanghai Schulen gingen daraus als Gesamtsieger hervor. Hat Sie das überrascht?

Dass wir Chinesen gar nicht so dumm sind und unser Schulsystem nicht schlecht ist, war natürlich ein schönes Ergebnis. Aber sonst messe ich Pisa keine grosse Bedeutung zu. Eine schriftliche Prüfung sagt wenig darüber aus, wie gut junge Menschen in der Schule darauf vorbereitet werden, später einmal komplexe Probleme zu lösen.

Regelmässige schriftliche Tests, in denen Standardwissen geprüft wird, sind ein zentrales Element des chinesischen Bildungssystems und sicherlich ein Grund für das gute Abschneiden bei Pisa.

Das stimmt, aber viele Pädagogen in China sind heute überzeugt, dass derartige Prüfungen bei uns eine viel zu grosse Rolle spielen. Schüler dürfen nicht nur lernen, zu erraten, welche Antwort der Lehrer gerne von ihnen hören will. Sie müssen eigene Meinungen entwickeln und formulieren können. Das sind die Fähigkeiten, die unsere Gesellschaft heute dringend braucht, aber in dieser Hinsicht hat China ein kulturelles Problem. Deshalb

müssen wir innovatives Denken in den Mittelpunkt der Erziehung rücken.

Was macht das chinesische Schulsystem eigentlich aus?

Es ist schwer, vom chinesischen Bildungssystem im Allgemeinen zu sprechen. In unserem Land gibt es gewaltige Unterschiede. Wir haben moderne Städte wie Schanghai, aber auch ländliche Gebiete, die längst nicht so gut entwickelt sind. Die Lehrer, die dort unterrichten, haben einen viel niedrigeren Ausbildungsstand, und die Methoden, die man ihnen an die Hand gibt, müssen das berücksichtigen. Aber auch dort wird sehr intensiv daran gearbeitet, neue Unterrichtsformen zu entwickeln.

Traditionell heisst Frontalunterricht?

Ja, und die damit verbundenen Probleme sind schon lange bekannt, nur sind Reformen in einem so grossen Land wie China ein langwieriger Prozess. In den 1980er Jahren gab es eine einflussreiche Unterrichtsreform, die «Teehaus-Methode». Dabei wurden die Schüler angehalten, nicht nur zu lesen und zuzuhören, sondern auch zu diskutieren und das Gelernte weiterzugeben. An unserer Schule sind wir inzwischen bei der Post-Teehaus-Methode angekommen: Unsere Schüler sollen auch

experimentieren, Erfahrungen sammeln und sich Stoff selbst aneignen. Die Lehrer unterstützen sie dabei.

Das dürfte in China neu sein.

Was wir machen, ist schon etwas Besonderes. Unsere Schule ist der Pädagogischen Universität angegliedert, insofern sind wir ein Experimentierfeld. Alle Reformversuche werden heute sehr aufmerksam verfolgt, und wir haben zeigen



«Viele Pädagogen in China finden, dass Prüfungen eine zu grosse Rolle spielen.»

Zhang Renli
Schulleiter und Pädagoge

können, dass unser System erfolgreich ist. Vor zehn Jahren galt unsere Schule in Schanghai als durchschnittlich, heute zählt sie zu den Besten der Stadt.

Wie haben Sie das erreicht?

Das Wichtigste ist die Lehrerfortbildung. Wenn wir ein besseres Bildungssystem wollen, brauchen wir professionellere Lehrer, die ständig auf der

Suche nach neuen Methoden sind, um den Schülern den Stoff noch besser zu vermitteln. An unserer Schule ist es ganz normal, dass die Lehrer einander im Unterricht besuchen und hinterher im Kollegium darüber diskutieren, was gut war und was nicht. Wir machen auch gezielte Experimente. Zum Beispiel nehmen wir ein Physikthema und unterrichten es in Parallelklassen mit unterschiedlichen Ansätzen. Hinterher überprüfen wir, welche Schüler den Stoff besser verstanden haben.

Da sind wir aber wieder bei Tests.

Tests spielen schon eine wichtige Rolle, und natürlich erwarten unsere Schüler auch von uns, dass wir sie gut auf die wichtigen Prüfungen vorbereiten, die nun einmal darüber entscheiden, ob einer an eine gute Universität kommt. Aber wir wollen eben auch eine allseitige Bildung, und dazu gehören eben nicht nur Mathematik, Naturwissenschaften und Sprachen, sondern auch Sport oder Moralbildung.

Warum ausgerechnet Moralbildung?

Weil uns das Fach die Möglichkeit gibt, die Schüler zum Nachdenken anzuregen. Denn neben der Staatsbürgerkunde, die von den Lehrplänen vorgeschrieben wird, schaffen wir Raum, den

die Lehrer selbst gestalten können, mit Themen, zu denen die Schüler einen Bezug haben. Mir hat eine Lehrerin gerade erzählt, dass sie mit ihrer Klasse eine Stunde lang über Handys diskutiert hat. Wir legen viel Wert darauf, dass jeder zu Wort kommt. Früher war es so, dass Schüler im Unterricht oft monatelang nicht den Mund aufgemacht haben. So etwas darf nicht mehr vorkommen.

Welche Anreize bieten Sie den Lehrern für dieses grosse Engagement?

Auch da gibt es in China unterschiedliche Modelle. In Peking können die Schulen ihren Lehrern individuelle Gehälter zahlen. In Schanghai ist das nicht erlaubt, hier verdienen alle gleich viel. Ein durchschnittliches Jahresgehalt liegt bei etwa 90 000 Yuan (13 000 Franken).

Das ist in Schanghai nicht viel Geld.

Dafür bieten wir an unserer Schule etwas anderes: viele Freiheiten, sich professionell zu engagieren, eine gute Arbeitsatmosphäre und das Bewusstsein, die Entwicklung in die richtige Richtung zu treiben.

Interview: Bernhard Bartsch

Zhang Renli, 63, ist Schulleiter der Shanghai Jingan Education College Affiliated School. Die Reformschule gehört zu den Schanghai Schulen, die 2010 an der letzten Pisa-Studie teilnahmen.